

PROLOG

Deutschland in den 1960er-Jahren.

Das Fernsehen ist noch schwarz-weiß, die Berliner Mauer ist gebaut worden, der Contergan-Skandal erschüttert Deutschland, das Attentat auf John F. Kennedy schockiert die Welt. Fernsehkrimis wie »Stahlnetz« oder Durbridge sind »Straßenfeger« und die Beat-Musik ist der neue Sound in den Radio-Hitparaden, vor allem die Musik der »Pilzköpfe« aus Liverpool, der Beatles.

Im südöstlichen Oberbayern liegt ein sechzehnjähriger Gymnasiast auf von der Augustsonne aufgeheizten Betonplatten am Ufer der reißenden Alz und blinzelt in die glitzernden Wellen.

Nicht weit davon ist er zu Hause. Nicht einmal hundert Meter hinter dem Garten seines Elternhauses könnte er in den dunkelgrün vorbeiströmenden Fluss eintauchen, aber er liebt besonders diese Stelle etwas weiter flussaufwärts. Hier verbringt er meist die heißen Sommernachmittage nach der Schule und nach unaufschiebbaren Hausaufgaben.

Der Fluss bringt das sommerwarme Chiemseewasser über die Wasserfälle von Altenmarkt herunter, holt sich an der Einmündung der gebirgsbachkalten Traun eine erfrischende Verstärkung und rauscht und gurgelt in wilden Wirbeln und Wellen an seinem Badeplatz vorbei hinunter zum Stauwehr von Trostberg.

Er könnte jetzt hier hineinspringen und sich hinuntertragen lassen bis hinter den Garten seines Elternhauses. Er könnte sich bis zu den Altenmarkter Wasserfällen hinaufbegeben und von dort herunter »flusswandern«, zwei Kilometer weit, mit einem kurzen Kälteschock am Zufluss der Traun, weiter vorsichtig im Flachschwamm über reißende Untiefen, dann um die Kurve an der Eisenbahnlinie schwimmen, in der sich das Wasser über dunkelgrünen Tiefen in respektinflößenden Wirbeln umwälzt ...

Aber dann zu Fuß wieder zurück zum Liegeplatz? Bei dieser Hitze? Nein. Besser müsste man auf der Stelle schwimmen können, einfach genau

hier hängen bleiben in diesen Wellen, sich von dem erfrischenden Nass mit den gurgelnden Luftbläschen umströmen lassen wie in einem Whirlpool. Und wenn es genug ist, wenn man genug abgekühlt ist, einfach wieder zurück zur Strohmatten auf dem heißen Uferbeton, zurück zum Transistorradio, aus dem die aktuellen Hits gegen das Rauschen des Flusses ankämpfen.

Hängen bleiben ...

In seinem Kopf formen sich Bilder aus der Vergangenheit. In der er als Neun- oder Zehnjähriger einen Teil der Sommerferien bei den Großeltern am Nordende der Stadt verbringen durfte.

Von der Kanalbrücke gleich unterhalb der Wohnung drang das Geräusch von Wasserplanschen und Jauchzen herauf. Da hatten die größeren Jungs aus der Nachbarschaft ein Holzbrett, etwa die Hälfte einer Holztür, mit einem dicken Seil an die Rohre der Brücke angehängt. Wenn es nicht benutzt wurde, war das Brett nicht zu sehen. Es lag auf dem Grund des Kanals. Nur ein kurzes, leicht in der Strömung zitterndes Seilstück war dann sichtbar, das sich von der Brücke schräg nach unten ins Wasser spannte.

Einer der Jungs sprang vor der Brücke ins Wasser, tauchte nach dem Brett und kam auf ihm stehend wieder an die Oberfläche. Er hielt sich mit einem kurzen Seilstück fest, das wie ein Zügel vorn am Brett festgemacht war. Durch Belasten und Einkanten des Bretts nach rechts oder links steuerte er hin und her. Die anderen am Kanalufer klatschten und jubelten. Da machte schon das Zuschauen Spaß. Günter, der Älteste von ihnen, tauchte mit dem Brett unter. Dazu drückte er mit den Füßen die Vorderkante nach unten. Sofort packte die Strömung zu und drückte das Brett weiter abwärts, bis Günter völlig unter

Wasser verschwand. Kurz darauf tauchte er wieder auf, prustend und immer noch auf dem Brett stehend, die »Zügel« fest angezogen. Die Mädchen kreischten. Die Jungs johlten.

Der zehnjährige Sommergast schaute auch am nächsten und am übernächsten Tag zu. Er sagte nicht Nein, als sie ihn schließlich fragten, ob er es auch probieren wollte ...

Ja! Das ist es! Ein Seil hier zwischen den großen Felsbrocken am Ufer befestigen, ein Brett daran, und los geht's.

Bald, schon am nächsten Tag, ist ein scheinbar geeignetes Brett gefunden. In einer Ecke der Garage stand noch die Platte des alten Campingtisches. Der hatte früher noch gute Dienste geleistet, zu Zeiten als die Familie mit dem Volkswagen Käfer zum Campingurlaub an die Adria gefahren war. Sie ist kreisrund, etwas größer als der Reservereifen, und hatte darübergepackt mit den drei Tischfüßen und dem anderen Reisegepäck perfekt unter die Fronthaube des VW gepasst. Jetzt, wo die Familie keine Campingurlaube mehr macht, wird er sicher nicht mehr gebraucht.

Aber vielleicht findet er bald eine neue Verwendung: als Schleppbrett in der reißenden Alz.

Mit der Bohrmaschine werden vier Löcher gebohrt, nahe am Rand, der damit zur flussaufwärts liegenden Brettkante wird. Zwei Löcher für den kurzen Strick nach oben, der als Zügel dient, zwei für das kurze Dreieck an der Unterseite für das lange Seil, das dann an einem geeigneten Felsen festgemacht wird ...

Nach ein paar Tagen schweißtreibendem Transport von Brett und Seil zur Lieblingsstelle am Fluss und nach zahlreichen Versuchen steht jedoch fest: Es geht nicht.

Das Spanplattenmaterial wird im Wasser rasch weich. Auch wenn er immer neue Löcher bohrt, sie reißen jedes Mal wieder aus. Am Ende äh-

nelt die runde Platte eher einem Zahnrad als einem Campingtisch, und ihm ist klar: Ein neues Brett muß her, aus stabilerem Material.

Das kleine Transistorradio spielt die aktuellen Hits. Radio Free Europe sendet sie fast ohne Pause, nur kurz unterbrochen zur vollen Stunde von Nachrichten in tschechischer Sprache.

»Baby Love« von den Supremes, »Twist and Shout«, »A Hard Day's Night« von den Beatles, »Ragdoll« von den Four Seasons, »I Get Around« von den Beach Boys, »Skinny Minnie«, »My Boy Lollipop«, »Surf City« von Jan&Dean, »Fun, Fun, Fun« und »Surfin' USA« von den Beach Boys ...Diese Beach Boys mit ihren warmen West-Coast-Harmonien! Wie gut passen sie doch zur Sommersonne am Ufer der Alz. Und Surfing? Ist das etwa Wellenreiten?

Zu dieser Zeit weiß man hierzulande wenig über diesen Sport aus dem Pazifik.

Durchsucht man die Lexika, findet man unter »Surfing« keinen Eintrag und unter »Wellenreiten« ganz unterschiedliche Definitionen.

Das DBG LEXIKON von 1960 schreibt zum Beispiel:

Wellenreiten: Zweig des Wassersports, wird stehend auf einem langen Brett ausgeübt, das von einem Motorboot geschleppt wird.

In Großvaters Meyers Lexikon von 1930 ist nachzulesen:

Wellenreiten (englisch Surf-Riding): Wassersport der Polynesier; auf einem Brett stehend, sitzend oder kniend lassen sich die Insulaner mit der Brandungswelle an den Strand tragen; um 1920 von Nordamerika nach Deutschland eingeführt, wozu man ein Holzgestell (englisch Planking) benutzt, das ein (Motor-)Boot über das Wasser zieht.

Er kauft sich eine Langspielplatte der Beach Boys: »Surfin' U.S.A.«. Auf der Plattenhülle fährt ein Wellenreiter auf einer riesigen Hawaii-Welle.

Er ist fasziniert und begeistert. Das ist es! Das neue Brett soll die Form eines solchen Surfbretts erhalten. Es soll den Spirit von Hawaii und Kalifornien an die Alz holen ...

Aber er hat keinen Schimmer wie ein solches Brett genau aussieht.

Im Mai des Folgejahres, 1965, zeichnet er einen Plan. Es muss leicht sein. Sperrholz ist leicht. Sieben Spanten und zwei runde Endstücke aus acht Millimeter Sperrholz, darüber vier Millimeter Beplankung. Stabil muss es sein und wasserfest. Eine Firma bei Hamburg kann Polyesterharz für den Bootsbau liefern. Auf eine Anfrage hin erhält er Informationen über Material und erforderliche Mengen.

Schon früher hatte er kleine Modellboote gebaut. Aus Sperrholz, Furnier und Bootsack. Aber dieses Vorhaben jetzt ist eine ganze Nummer größer und mit einem neuen Werkstoff: Polyesterharz. Er ist dennoch zuversichtlich, dass das Experiment gelingt.

Anfang August ist das Brett fertig.

Für den ersten Test im Fluss hat er sich einen Baum ausgesucht, der vom Ufer weit über die Strömung hinausragt. Daran will er das Zugseil befestigen. Es soll das Brett an zwei Metallhaken ziehen, die vorne seitlich am Rand angebracht sind.

Aber irgendwie funktioniert es nicht. Das Seil ist zu hoch oben angebunden. Dadurch steht das Brett zu steil im Wasser. Ist das Brett vielleicht zu lang? Zu schmal? Das Brett damals vor Jahren im Kanal hinter der Brücke war breiter als lang. Und das Seil war nur knapp über der Strömung befestigt.

Also abbauen und es flussaufwärts knapp über dem Wasser am Felsen anbinden? Oder erst einmal das Zugseil selbst in die Hand nehmen und das Brett frei unter die Füße nehmen, ähnlich wie beim Wasserskifahren?

Gedacht, getan. Und es funktioniert. Die Strömung des Flusses trägt. Nach einigen Versuchen, in denen Balance und Standsicherheit wachsen,

gelingen bereits Richtungsänderungen durch Drehen und Schrägstellen des Bretts.

In einem Brief berichtet er der Cousine in Kalifornien von seiner Neuigkeit. Und da er noch immer nicht genau weiß, wie ein Surfbrett gebaut ist, und welche Abmessungen richtige Surfbretter haben, schickt sie ihm bald einige Surfer-Magazine.

Darin sind viele Fotos von Wellen wie auf dem Beach-Boys-Plattenalbum und eine Fülle von Werbeanzeigen für Surfbretter.

Er ist begeistert und endgültig angesteckt vom Surf-Bazillus.

Im Frühjahr 1966 steckt eine neue Ausgabe des Surfer-Magazins im Briefkasten. Darin eine Kurzgeschichte über einen fiktiven Rudi, der auf einem Fensterladen die Flutwelle eines Bergsees in Bayern reitet, und daneben eine gar nicht fiktive sondern topaktuelle Reportage über das französische Surf-Mekka Biarritz. Ein Zufall? Ein Wink des Schicksals und eine überraschende Entdeckung: Wellenreiten ist ein Sport, der nicht nur im Pazifik, in Hawaii und Kalifornien, sondern auch an der französischen Atlantikküste betrieben wird, im äußersten Winkel der Biskaya: in Biarritz.

Anhand der Bilder kann er nun abschätzen, wie groß ein Brett für echte Brandungswellen zu sein hat. Er findet heraus, dass die Bretter aus leichtem Hartschaum bestehen, dass sie, wie sein erstes Brett, mit einer Haut aus Glasfaser und Polyesterharz überzogen sind und hinten an der Unterseite eine Flosse besitzen, die ähnlich wie die Heckflosse eines Flugzeuges die Fahrtrichtung stabilisieren soll. Aus Holz wird eine Negativform für das neue, lange Brett gebaut. Von der Firma bei Hamburg werden die Chemikalien für den Schaum bestellt, die man miteinander vermischen und in die Negativform gießen muss. Es ist sein erster Versuch mit diesem Material. Das Ergebnis ist passabel, nicht schlecht für das erste Mal, und bald hat er den Schaumkern mit Harz und Glasgewebe überzogen, weiß lackiert und unter dem Heck eine Flosse aus Aluminium eingesetzt.

Mit dem gelungenen Bau scheint die Begeisterung auf alle Familienmitglieder übergesprungen sein. Bei der Planung des Sommerreisezieles ist sich die Familie ausnahmsweise schnell einig: Das neue Brett muss in echter Brandung getestet werden. Aber der Atlantik ist weit. Es muss doch auch anderswo geeignete Meereswellen geben. Ziel ist schließlich die Adriaküste bei Venedig.

An den ersten Tagen ist das Meer glatt. Wellen? Nicht viel höher als zu Hause am Chiemsee, wenn gerade einer der Chiemseedampfer am Ufer vorbeizieht.

Er wandert durch den Ort, wandert am Strand entlang. Aber nirgends ist ein weiteres Surfboard zu entdecken. Nur vor zwei Läden sticht ihm ein Werbeaufsteller aus Plastik ins Auge. Da klebt eine fast lebensgroße Plastik-Bikini-Badenixe an der Seite einer Hohlform im Format eines Surfbretts. Sommer, Sonne, Strand, Meer und Surfing! Die Ambra-Solare-Werbung für Sonnenschutz-Produkte steigert sein Urlaubsgefühl und sein Sehnen nach dem ersten Ritt auf einer Welle.

Zum Glück wühlt ein nächtlicher Septembersturm die bislang langweilig glatte Adria gehörig auf und hinterlässt am folgenden Morgen eine lange Dünung. Die Wellen glitzern in der Morgensonne. Er paddelt hinaus durch die Schaumberge der Brecher. Vom aufgewirbelten Sand ist das Salzwasser braun wie Milchkaffee. Es knirscht zwischen seinen Zähnen.

Die Welle richtig einzuschätzen, die richtige Stelle für den Start zu wählen, das schnelle Aufstehen und immer wieder hinauspaddeln und neue Versuche. Aller Anfang ist schwer und kräftezehrend, aber bald gelingt ihm die ersten Ritte, zehn, zwanzig Meter, bis die Welle bricht und als brodelnder Schaumberg auf den flachen Strand ausläuft. Es ist ein unvergesslicher Vormittag.

Im Spätwinter 1967 schreibt die Cousine aus Kalifornien, dass das Surfer-Magazin eines der Fotos abgedruckt hat, die sein Vater am Adriastrand geschossen und ihr geschickt hatte. Alle stürzen sich auf das beigefügte Heft. »Surfing Italian Style« lautet die Überschrift, und sie zeigt seinen

kleinen Bruder, wie er gerade bäuchlings vom Brett ins Flachwasser rutscht. Der Kommentar darunter ist zwar nicht ganz korrekt und leicht übertrieben, aber das ist vielleicht so in Amerika.

Kurz darauf, eines Abends in einer Skihütte in Österreich, schmiedet er mit seinem Freund Pläne für den Sommer.

Wohin nach dem Ende der Schule, wie den Abschluss gebührend feiern? Vom Foto im Surfer-Magazin und von der Biarritz-Reportage im Jahr zuvor beflügelt, gibt es

kein langes Überlegen: Der Aufbruch in die Freiheit vom fremdbestimmten Alltag des Schülerdaseins, die erste große Reise ohne Familie muss nach Biarritz gehen. Wohin auch sonst? Zum Surfen. In richtigen Wellen.

In Deutschland und Österreich landen derweil die Beach Boys mit »Sloop John B« und »Barbara Ann« zwei Nummer-Eins-Hits.

Kaum ist der Schnee weggeschmolzen und die Skiausrüstung in die Ecke gestellt, beginnen schon die Vorbereitungen für die große Fahrt.

Zu der anfänglichen Idee, die Reise mit den Motorrädern zu unternehmen, kommt kurz der Gedanke auf, auch das nötige Sportgerät, das lange weiße Surfbrett, mitzunehmen. Doch zum Transport des Surfbretts brauchen sie ein Auto. Wieviel Auto bekommt man für das knappe Budget eines Schülers? Auf eine Anzeige in der Tageszeitung hin besichtigen sie bei einem Bauernhof einen alten Mercedes 170 Diesel. Vierhundert Mark. Das wäre eine erschwingliche Summe.

Probefahrt. – Der Motor nagelt vertrauenerweckend, aber durch einige Rostlöcher neben den Sitzen ist die Straße darunter zu sehen. Als dann an einer Steigung die Handbremse bis zum Anschlag gezogen kaum Wirkung zeigt und auch sonst immer mehr kleine Mängel ins Auge stechen, schmilzt die Zuversicht endgültig dahin, es mit dieser Kiste quer über den Kontinent bis an den Atlantik zu schaffen.

Die beiden disponieren um. Also doch besser das eigene Motorrad, den eigenen Motorroller nehmen. Dann wird es eben eine Motorradreise ohne Brett. Selbiges wird man sich sicher dort irgendwie leihen können. Oder

man kann mit jemandem Kontakt aufnehmen, der einem ein solches leihen könnte ...

Mithilfe eines Französisch-Wörterbuches wird eine Anzeige aufgesetzt. Sie soll in einer Lokalzeitung im fernen Baskenland erscheinen. Vielleicht wird sie von jemandem gelesen, der ein Herz für surfsportverrückte Bayern hat?



DEUX « SURFERS » ALLEMANDS

de 19 ans, parlant Anglais, passant 3 semaines vacances à Biarritz ou dans la région aimeraient rencontrer, en vue de se perfectionner dans ce sport, amis pratiquant le surfing. Pour plus de détails écrire à: Arthur Georg Pauli – 8223 Trostberg/Alz – Sonntagshornstr. 6 – West Germany

Freitag, 28. Juli 1967

Auch wenn unsere Motorradfahrt nach Biarritz bestimmt schon seit dem Winter geplant war, so gab es bei unseren vielen Gesprächen eigentlich bis kurz vor der Abfahrt kaum eine Gewissheit, dass wir das Wagnis tatsächlich unternehmen würden. Wir hatten keine bestimmten Vorstellungen, außer der ungefähren Fahrtroute natürlich, wie wir die Sache im Einzelnen beginnen sollten. Wir würden es schon schaukeln, hofften wir und betrachteten das ganze Abenteuer mehr oder weniger als eine Fahrt ins Blaue. Unsere lockeren Vorbereitungen mochten auch daran gelegen haben, dass wir den Termin der Abfahrt nicht auf einen bestimmten Tag festsetzten, sondern alles von den Verhältnissen der Witterung abhängig machten. So lag es also nicht mehr an uns selbst, sondern gewissermaßen am Wetter, ob und wie unsere Pläne verwirklicht wurden. Unter solchen Umständen konnte Nervosität oder Reisefieber einfach nicht aufkommen.

Unser Versuch, in letzter Minute von unseren Motorrädern auf einen alten Mercedes 170 Diesel Kastenwagen umzusteigen, scheiterte weniger an den nötigen vierhundert Mark – die hätten wir schon irgendwie aufgetrieben – als an dem wenig vertrauenerweckenden Zustand der Karosserie. Das rechte Seitenfenster war nicht mehr zu öffnen, links fehlte die Türklinke, und an manchen Stellen neben den Bodenholmen konnten wir bei der Probefahrt die Straße durchschimmern sehen.

Dem Vorteil, mehr Gepäck und dazu ein Wellenbrett mitnehmen und außerdem die weite Strecke unter einem schützenden Dach zurücklegen zu können, standen eine Menge technischer Mängel gegenüber. Der Motor war ohne Zweifel zuverlässig, doch der überall gegenwärtige Rost ließ die äußerst ungewisse Frage aufkommen, ob der Kasten überhaupt noch fünftausend Kilometer durchstehen würde. So blieb es letztlich bei der wie wir uns sagten »sportlichen Lösung«.

Unsere unerschütterliche Ruhe und Zuversicht in das Gelingen unseres Vorhabens konnte nicht einmal von dem Umstand getrübt wer-

den, dass nach der Generalüberholung meiner Maschine samt Einsetzen neuer Kolbenringe von Probelauf zu Probelauf andere Mängel aufzutreten begannen. Mein vorher fast unbegrenztes Vertrauen in mein Fahrzeug wurde langsam zu einem gemischten Gefühl aus Misstrauen und trotzigem Zweckoptimismus. Noch am Montag hatte ich Jürgen mit recht unsicheren Mutmaßungen und Zweifeln schockiert, ob die Maschine bis Freitag fahrtüchtig sein würde. Dass immer wieder einer der beiden Zylinder plötzlich mit der Zündung aussetzte und dass daraufhin die Motorleistung so weit absank, bis die Zündung vollständig ausfiel, war für mich eine Phantomkrankheit, die übrigens nicht einmal ein Mechaniker in der nahen Werkstatt heilen konnte. Immerhin vermochte ich diesen kritischen Punkt immer weiter hinauszuschieben, ein Umstand, der vielleicht mit den neuen Kolbenringen zusammenhing, wobei aber das nicht alle Symptome jener geheimnisvollen Krankheit erklären konnte. Es würde schon gut gehen, hofften wir und setzten den Start unserer Surfari kurzfristig für Samstagmorgen fest, waren uns aber klar darüber, dass der Spuk im Motor meiner ADLER unsere Fahrt ganz gewiss mit überraschenden Sondereinlagen würzen würde.

Bis Freitagabend waren also alle möglichen Vorbereitungen getroffen, angefangen vom Tanken und Zusammenstellen kleinerer Ersatzteile über sorgfältiges Kofferpacken bis hin zum Imprägnieren und Flickern des kleinen geliehenen Zweimannzelts. Noch ahnten wir nicht, welchen Vorteil es hatte, dass ich es – eigentlich nur aus Versehen – einen Tag zu lange in essigsaurer Tonerde eingeweicht ließ, ein altes Hausrezept, denn die schlimmsten Wetterprognosen unserer Freunde sollten später durch beinahe unglaubliche Überraschungen sogar noch in den Schatten gestellt werden.

Die ganze Woche hatte mich noch die Frage gequält, wohin mit meiner Fotoausrüstung? Sie sollte sicher verstaut, aber dennoch jederzeit schnell griffbereit sein.

Irgendwie hatte ein Arbeitskollege meines Vaters Wind von unserem Reisevorhaben bekommen. Er hatte einmal eine BMW besessen, und ein schwarzer Tankrucksack sei noch übrig geblieben, den er mir für die Fahrt leihen könnte. Er sei auch mal in Biarritz gewesen, erzählte er, damals im Krieg, als junger Soldat am Atlantikwall, seiner Meinung nach die schönste Ecke von Frankreich ...

Als ich nun heute um 18 Uhr nach längerem Knobeln und Probieren die heilige Prozedur des Kofferpackens vollendet hatte, fühlte ich mich schon bedeutend leichter und fuhr hinunter zu Jürgen, in der Absicht, von ihm ähnlich Erfreuliches zu erfahren. Der wühlte jedoch noch recht virtuos in einem Berg von Wäsche nach den geeignetsten Stücken, gab mir aber zu verstehen, dass er später bei mir erscheinen wollte, wenn er das Gepäckproblem optimal gelöst hätte. Kurz nach 20 Uhr kam er dann auf seinem Heinkel Roller angebraust, und, kein Zweifel, die vollbrachte Leistung schien auch ihn merklich zufriedenzustellen. Es war fast so etwas wie Galgenhumor in unseren Witzeleien, als wir mit meinen Eltern ein wenig Abschied feierten. Das war natürlich ein Anlass für eine Flasche Cinzano. Da es auch an den nötigen Eiswürfeln nicht fehlte, merkten wir kaum, wie schnell der Abend verging. Mir erschien es recht unwirklich, so vergnügt im Wohnzimmer zu sitzen und dabei daran zu denken, dass wir neun Stunden später im Sattel unserer Maschinen eine Fahrt von über viertausend Kilometern antreten würden. Dass wir uns in ein aufregendes Abenteuer stürzten, ahnten wir und sprachen schon ganz aufgeregt von den Straßen, vom Sonnenschein, vom Meer und vom Wellenreiten. Wir standen gewissermaßen gespannt und mit klopfendem Herzen vor einer Tür, hinter der alle künftigen Überraschungen verborgen waren. Durch das Schlüsselloch konnte man nur das Allernächste schemenhaft erkennen, alles andere würde erst im Laufe der Zeit zum Vorschein kommen. So warteten wir mit Ungeduld die wenigen Stunden, bis sich diese Tür endlich auftat, bis unser Abenteuer seinen Lauf nahm – unsere Surfari, unser Motorradtrip zum Surfertraum ...